

IZABELLE JARDIN

Bernstein- tränen

ROMAN



ulstein

Das Buch

Ostpreußen, 1945: In den Wirren der letzten Kriegstage flieht die zwanzigjährige Elisabeth vom Gut ihrer Eltern. Ob sie ihre Familie je wiedersehen wird, weiß sie nicht. Auch ihre große Liebe muss sie zurücklassen.

Berlin, 2005: Die Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr hatte sich Nicola eigentlich anders vorgestellt. Gerade erst hat sie sich von ihrem Freund getrennt, da schickt sie ihr Chef auf Dienstreise nach Polen. Nach einer Autopanne nimmt sie der Landarzt Marcin bei sich auf, der ganz in der Nähe des alten Gutshofes wohnt, den Nicola für ihre Firma besichtigen soll. Marcin weckt in ihr völlig ungeahnte Gefühle, und auch das alte Haus lässt sie schon bald nicht mehr los. Sie taucht ein in die Geschichte seiner früheren Bewohner.

Die Autorin

Izabelle Jardin studierte Sozial- und Politikwissenschaften in Oldenburg und Braunschweig. Sie lebt mit ihrer Familie in einem verschlafenen norddeutschen Dorf. Ihre Liebesromane haben eine große Fangemeinde und erobern regelmäßig die Kindle-Bestsellerlisten.

www.izabellejardin.de

IZABELLE JARDIN

Bernstein-
tränen

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-buchverlage.de



Lizenzausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage November 2019

© für die Originalausgabe by Isabelle Jardin 2015

Die Erstausgabe erschien 2015 im Selbstverlag.

Veröffentlicht bei Tinte & Feder,

Amazon Media EU S.à.r.l., Luxemburg 2015

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Titelabbildung: Trevillion Images / © Buffy Cooper (Frau);

© FinePic®, München (Landschaft, Flieder, Vögel, Himmel)

Gesetzt aus der Quadraat Pro powered by pepyrus.com

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-06088-0

Dezember 2005 – zwischen den Jahren

Nicola stand am Fenster ihres Büros. Versonnen sah sie dem Wintervogel zu, der sich an den Hagebutten der Wildrosenhecke im Garten gütlich tat.

Hätte der Eisregen gestern Nachmittag die Zweige nicht mit dieser glasierten Schicht überzogen, würde er sich an den spitzen Dornen die Füße zerstechen.

Der Vogel, aufgeplustert zur Federkugel, hielt kurz im Picken inne und schaute zu ihr herüber, als hätte er ihre Gedanken gehört. Dunkle Knopfaugen sahen sie für einen Moment an, den Kopf legte er schief, ehe er sich flatternd davonmachte.

Er wird es nicht leicht haben bei diesem plötzlichen Wintereinbruch. Aber er ist vogelfrei! Ganz ähnlich wie ich ...

Nicola fröstelte. Die Knie an den Heizkörper gestützt, spürte sie, dass die Firma Kosten sparte. Lauwarm. Bestenfalls! Sie versuchte, sich die Arme unter dem dünnen Wollpullover warm zu rubbeln, und merkte, wie mager sie geworden war. Ihre Gedanken schweiften in die letzten Wochen zurück. Die waren ihr im wahren Sinne des Wortes auf den Magen geschlagen. Viel hatte sie nicht herunterbekommen. Stress, zumal Beziehungsstress, hatte schon immer diese Auswirkungen auf sie gehabt. Lange hatte sie gehadert, ob sie die Beziehung zu Morris, dem amerikanischen Kollegen, abbrechen sollte. Es war noch nichts Festes gewe-

sen, eher etwas, was sie ohne Hast und vorsichtig anlaufen lassen wollte. Aber er war ihr mehr und mehr auf die Pelle gerückt, hatte Forderungen gestellt, begonnen, sich in alles und jedes einzumischen, höchst private Dinge über ihren Kopf hinweg entschieden, ihre Feierabende verplant, wie es ihm gefiel, und ihre deutlichen Warnungen geflissentlich überhört. Als er sie vor die Wahl stellte, nach dem bald absehbaren Ende seiner Zeit in der deutschen Niederlassung mit ihm in die Staaten zu gehen oder die Beziehung abubrechen, war es passiert.

Sie war sprachlos über diese Chuzpe gewesen, zum völlig falschen Zeitpunkt eine derart weitreichende Entscheidung von ihr zu fordern. Nachdem sie den Mund wieder zubekommen hatte, hatte sie es kurzerhand getan: seine Habseligkeiten in ihrer Wohnung eingesammelt und ihm die Taschen vor die Tür gestellt. Zwei Tage vor Heiligabend. Und es war ihr erstes vollkommen einsames Weihnachtsfest geworden.

Sie hatte weder auf sein Läuten noch auf seine Anrufe reagiert. Morris' Sprüche auf ihrem Anrufbeantworter klangen in allen Tonvarianten. Mal schmeichelnd, mal stocksauer, mal schniefend in Tränen aufgelöst. Und zum Schluss ziemlich beleidigend. Er hatte nichts begriffen. Nichts! Er hatte nie zugehört, war mit seiner Californian-Sunnyboy-Mentalität, die sie anfangs als erfrischend und anziehend empfunden hatte, über ihre Befindlichkeiten hinweggebügelt, bis sie ihr bald nur noch oberflächlich und nervtötend vorkam.

Abgesehen von Morris' Versuchen, sie umzustimmen, war es tagelang totenstill um sie herum gewesen. Wie die drei Affen hatte sie sich gefühlt: nichts sehen, nichts hören, nicht sprechen! Die gemeinsamen Pläne zum Weihnachtsfest hatten sich in einem knallvollen Kühlschrankschrank und einer bereits auf dem Balkon bereitgestellten kleinen Nordmanntanne erschöpft. Nicola hatte eine

Kerze angezündet, dem Bäumchen beim Schaukeln im ruppigen Wind zugesehen und die Kühlschranktür fünf Tage lang nur geöffnet, um sich Milch für ihren Tee herauszuholen. All die noch gemeinsam eingekauften Köstlichkeiten ließ sie unbeachtet und brachte keinen Bissen herunter. Ihre Freunde wollte sie nicht stören. Man platzt nicht einfach frisch entliebt in fröhliche Familienfeste! Lust, ihre Eltern oder die Großmutter zu informieren, sich den zu erwartenden endlosen Fragestunden zu stellen, hatte sie schon gar nicht verspürt. Und alle glaubten sie sicher und glücklich aufgehoben in trauter Zweisamkeit mit dem allseits beliebten Morris. Der gab seine Attacken auf ihr Fest- und Handynetz erst am Nachmittag des zweiten Feiertages auf.

Und dann kam der Regen. Drei Grad unter null, dazu stetiger, scharfer Wind. Innerhalb weniger Minuten brachte der Wetterumschwung Straßen-, Bahn- und Flugverkehr zum Erliegen. Die Welt erstarrte unter dem Blitzeispanzer.

Ungefähr so, wie Nicolas Herz erstarrt war.

• • •

»Gut, dass ich Sie antreffe, Frau Dr. Berger! Was treibt Sie denn zwischen den Jahren in die Firma?«

Nicola fuhr herum. In der offenen Bürotür stand ihr Chef, Dr. Joachim Festner, in der Hand eine dicke Klarsichtmappe. Normalerweise kannte sie ihn nur im Anzug. Jetzt trug er eine schwarzrot karierte Fleecejacke, dicke Winterstiefel und eine Thermo-hose. Ungewohnter Freizeitlook.

»Ich habe etwas Zeit gewonnen«, sagte sie in einem Ton, von dem sie eigentlich annahm, er würde ihn zu Nachfragen animieren, denn das kollegiale Verhältnis, das sie pflegten, ließ durchaus

ab und zu Raum für private Gespräche. »Ich wollte mir ein paar Akten zum Aufarbeiten während der freien Tagen holen.«

»Wunderbar, liebe Kollegin!«

Was will er mir wirklich mitteilen? Da stimmt doch was nicht! Nicola schwante nichts Gutes. Sie kannte ihn lange genug, um gewisse Feinheiten in seinem Verhalten einordnen zu können. Fahrig strich sie sich eine Strähne ihres dunkelbraunen Haares hinteres Ohr, rieb sich nervös die Hände und sah ihn gespannt an.

»Ich muss Sie um einen Gefallen bitten. Ich bin auf dem Sprung in den Skiurlaub mit der ganzen Familie. Aber wir haben ein Problem mit dem neuen Fertigungsstandort. Die Kaufverträge für das Gewerbegrundstück sollen möglichst früh im neuen Jahr ausgehandelt werden. Und uns fehlen in diesem Exposé jegliche Angaben zur Infrastruktur der Region. Können Sie das für mich übernehmen?«

»Von welchem Projekt sprechen wir? Marokko?«

Eigentlich nicht schlecht! Ein bisschen Sonne, Wärme, weg aus dem grauen Winter ...

Sie spürte, dass sie falschlag. Nicola hatte den Eindruck, er wand sich unter nahezu körperlichen Schmerzen, ihr sein Anliegen vorzutragen. Ihre Antennen empfingen beunruhigende Signale.

»Äh ... nein, Nicola!«

Er nannte sie höchst selten beim Vornamen. Ein schrilles Pfeifen mischte sich in ihre Empfangseinheiten. Sie zog die Schultern ein und verschränkte die Arme in präventiver Abwehrhaltung.

Nicht das! Bitte nicht!

Er schien ihr anzusehen, wie sehr sie sich gegen das sträubte, womit er sie jetzt beauftragen wollte. Sein Gesichtsausdruck wurde bittend.

»Sie sind die Einzige, die ich schicken kann. Meine Familie

würde mich in der Luft zerreißen, wenn ich sie jetzt allein in diesen lange geplanten Urlaub fahren ließe. Sie wissen, wie selten meine Frau und die Kinder mich zu sehen bekommen!«

»Schon gut!«, ersparte sie ihm weitere Kniefälle. »Wann muss ich fliegen?«

Festner räusperte sich. Er räusperte sich auffallend intensiv und das Pfeifen in Nicolas Ohren schwoll zum unmelodischen Crescendo.

»Sie werden nicht fliegen, Dr. Berger. Die Sache ist die: Wir brauchen genauere Angaben zum Zustand der Straßen dorthin, reelle Einschätzungen zu Zeitfenstern für die Transportwege unserer Just-in-time-Produkte, einen Überblick über die zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte et cetera. Sie kennen das ja. Ich möchte einen Bericht von Ihnen, der über das hinausgeht, was die Immobilienfirma uns in ihrer makellosen Anpreisung verspricht. Ihre Erfahrung und Ihr gesunder Menschenverstand sind gefragt. Ich erwarte Ihren Bericht in der KW vier.«

Nicola nickte. Die geplante Silvesterfeier mit Morris bei der deutsch-amerikanischen Gesellschaft fiel sowieso ins Wasser. Sie hatte keine Pläne. Niemand würde sie vermissen. Und warum nicht mal ...?

Die Erleichterung stand Dr. Festner ins Gesicht geschrieben. Er drückte ihr die Mappe in die Hand, bedankte sich überschwänglich und wünschte ihr eine gute Fahrt. In der Tür drehte er sich noch einmal um, griff in seine Jackentasche und warf ihr die Schlüssel für seinen Dienstwagen zu.

»Nehmen Sie meinen Phaeton! Der ist erheblich komfortabler als Ihr Wagen! Aber lassen Sie ihn sich nicht klauen. Sie kennen doch den nicht ganz vorurteilsfreien Spruch: ›Besuchen Sie das schöne Polen, Ihr Auto ist schon da.«

Mit einem Zwinkern ließ er sie stehen. Nicola hatte den Ein-

druck, er flüchtete geradezu, ehe sie es sich noch anders überlegen konnte.

»Wer ist dort mein Ansprechpartner?«, rief sie ihm hinterher.

»Ich kündige Ihr Kommen telefonisch an. Adam Zebrowski heißt er. Seine Kontaktdaten finden Sie in den Unterlagen.«

Nicola sah ihm nach, bis die gläserne Eingangstür leise hinter ihm ins Schloss fiel. Sie stand mit dem Ordner in der Hand an der offenen Bürotür und fühlte sich einsam und überrumpelt. Draußen dämmerte es bereits und leichter Schneegriesel hatte eingesetzt. Ehe sie das Licht auf dem Schreibtisch anknipste, um sich näher mit den Akten zu beschäftigen, fiel ihr Blick noch einmal auf die dornigen Wildrosen. Er saß wieder da. Den Kopf unter das Gefieder gesteckt. Und er war nicht allein. Dicht neben ihn gedrängt konnte sie eine zweite Federkugel ausmachen.

• • •

Nach dem ersten Überfliegen beschloss sie, sich die Papiere zu Hause genauer anzusehen. Da war es wenigstens gemütlich. Auf den leeren Fluren des erst vor einem Jahr eingeweihten hochmodernen Bürokomplexes – Glas, mattsilbriger Stahl, strahlend weiß verputzter Beton, nüchterne Sachlichkeit im Millenniumstil – hallten ihre Schritte. Sie nahm den Fahrstuhl in die Tiefgarage und fand Festners Phaeton mithilfe der Fernbedienung in einer Reihe anderer Firmenfahrzeuge. Der große schwarze Wagen blinzelte ihr freundlich zu. Sie stieg in die einladende Helligkeit, stellte sich den Sitz und die Außenspiegel ein und legte mit einem zufriedenen Lächeln die Hände aufs Lenkrad.

Prima, jetzt brauche ich wenigstens kein Taxi für den Heimweg!

Der leichte Druck auf den Startknopf ließ den Motor dezent und doch kraftvoll schnurrend anspringen. Nicola hatte das Auto

schon einige Male gefahren und war damit vertraut. Mit all seinem Komfort und der beachtlichen Größe erschien es ihr jetzt wie eine Festung, die sie bewahren würde vor allem Unbill der Witterung und den Gefahren, von denen sie sich in geradezu unvernünftiger Weise bedroht fühlte.

Meine Güte! Polen! Polen ist ein Mitgliedsland der EU. Es hat eine jahrhundertealte Kultur, Teile davon gehörten einmal zu Deutschland. Es ist nicht das Ende der Welt, keine Bananenrepublik, kein rechtsfreier Schurkenstaat. Stell dich nicht so an!

Es half nicht, sich gut zuzureden. Immer wieder, wenn ihr Blick auf die rot-weiße Flagge mit dem Adler im Emblem des Immobilienmaklers fiel, das durch die Plastikhülle des Ordners schimmerte, wurde ihr ein wenig mulmig. Es gab kaum eine Weltmetropole, die sie nicht schon bereist hatte. New York, London, Hongkong, Peking, Delhi. Alles kein Problem! Aber aus unerfindlichen Gründen fühlte sie eine Spur von Furcht in sich aufsteigen vor diesem eigentlich doch so nahe liegenden Reiseziel.

Nach einem kurzen Halt am Bankautomaten, wo sie sich mit genügend Bargeld für die Reise versorgte, hatte sie Glück und fand direkt vor der Haustür eine breite Parklücke, in die das dicke Schiff hineinpasste. Perfekt zum Packen. Nicola freute sich auf eine Kanne guten Tee. Und sie spürte, dass sie hungrig war.

Man zieht nicht mit leerem Magen in ein fremdes Land! Ich werde den Kühlschrank plündern.

Während ihr Rechner hochfuhr, kochte Nicola. Das Roastbeef, das eigentlich für den zweiten Weihnachtstag vorgesehen gewesen war, duftete mit den frischen Zwiebeln in der Pfanne um die Wette. Die Ofenkartoffeln garten im Umluftherd und der Tee dampfte schon im Becher. So viel Respekt sie auch vor der Mission hatte, die sie erfüllen sollte, so sehr hatte der Auftrag doch ihre Lebensgeister wieder geweckt.

Sie war es gewohnt, sehr akribisch zu planen. Nach dem Essen, von dem sie kaum etwas übrig ließ, studierte sie Karten, programmierte das fest installierte Navigationsgerät im Wagen und druckte sich vorsichtshalber die Wegstrecke aus. Man konnte ja nie wissen, wie weit es mit den Netzen dort her sein würde. Das Navi errechnete eine Entfernung von knapp sechshundertfünfzig Kilometern. Keine acht Stunden Fahrt also. Ein Klacks. Nur der Wetterbericht machte ihr Sorgen. Schon jetzt war dort reichlich Schnee gefallen. Es würde noch einiges dazukommen in den nächsten Tagen, aber die großen Straßen sollten geräumt und gestreut sein. Die bundesdeutschen Autobahnen bis zur Grenze sowieso.

Der Versuch, ein Hotelzimmer zu buchen, misslang vorläufig. Die ganze Gegend schien im Winterschlaf zu liegen. Aber Nicola hatte beschlossen, sehr früh zu starten, und keine Bedenken, vor Ort eine Bleibe zu finden. Schließlich würde sie ja nicht in die Watalachei reisen!

Ihre Freundin Silvia war da anderer Meinung. Sie wirkte gestresst, als sie den Hörer abhob. Die Feiertage im Kreise ihrer Lieben schienen keine Erholung gewesen zu sein.

»Wo schickt er dich hin? Mitten im tiefsten Winter? Das darf doch nicht wahr sein. Konntest du nicht ablehnen? Was sagt Morris dazu? Kann der dich nicht wenigstens begleiten?«

Nicola überlegte einen Moment, ob sie ihre Freundin aufklären sollte. Und hatte dann doch nicht die Nerven für ausgiebige Erläuterungen und Rechtfertigungen. Sie wusste genau, es würden stundenlange Diskussionen folgen. Sie müsste viel Kraft aufwenden zu erklären, warum sie Morris, der in den Augen ihrer Freunde als »Traummann« galt, den Laufpass gegeben hatte. Und diese Energie wollte sie jetzt für andere Dinge sparen. Also zog sie sich mit einem lapidaren »Es geht nicht anders, ich muss!« aus

der Affäre, wünschte Silvia einen guten Rutsch ins neue Jahr, legte mit einem Seufzer auf und begann zu packen.

Januar 1945 – zwischen den Fronten

Der eisige Wind trieb Elisabeth Tränen in die Augen.

Sofort froren sie dort fest, bildeten eine salzige Kruste um die Lider, behinderten die Sicht auf das weite, schneebedeckte Land. Das Tempo war hoch, aber sie wusste, sie konnte ihrem Hengst Sandor voll und ganz vertrauen. Er kannte den Weg zurück zum Gut, und die scharfen, frischen Stollen, die sie ihm heute früh in die Hufeisen geschraubt hatte, gruben sich fest in den vereisten Boden. Nur noch die Allee entlang, keine zwei Kilometer mehr, dann würde auch sie sich endgültig auf den Weg gen Westen machen können. Alles war bereit. Sie wusste, Aleksander würde sie erwarten.

Scharf peitschte ihr Sandors lange Mähne ins Gesicht. Den Hals so hoch aufgewölbt vor sich, die spürbare Energie seiner gestählten Muskeln zwischen ihren Knien. Er war ein zuverlässiges Bollwerk der Sicherheit, das nichts würde erschüttern können! Elisabeths Erinnerungen flatterten nebenher, mischten sich mit dem schnaubenden Atem des Pferdes gleich einer wehenden Fahne im Wind und ließen einen Hauch von Vergangenheit in der blauen Winterluft zurück.

Abgeschwätzt hatte der Vater den dreijährigen Hengst dem Georgenburger Landstallmeister Martin Helwig. Damals, vor nun schon gut zehn Jahren. Und ein Vermögen für ihn hingebblättert.

Außerdem hatte er sich darauf einlassen müssen, ihn jedes Jahr während der Decksaison für zwei Monate in sein Heimatgestüt zurückzugeben, damit er dort als Beschäler für Nachwuchs sorgen konnte. Wenn er danach heimkam, voll im jugendlichen Saft stehend, war sein heftiges Temperament kaum zu bändigen gewesen. Nur der kleinen Elisabeth gelang es dann, Zugang zu ihm zu finden. Mit kindlich leichter Hand verwandelte sie den ungestümen Hengst jedes Jahr aufs Neue in ein friedliches Lamm. Kopfschüttelnd und mit unverhohlenem Stolz stand der Vater jedes Mal wieder vor diesem erstaunlichen Ereignis. Und fällt zu Elisabeths sechzehntem Geburtstag eine Entscheidung: Sandor sollte ihr gehören. Ihr allein. Das Strahlen in den Augen seiner Tochter musste ihm der wertvollste Lohn gewesen sein. Beinahe täglich begleitete sie ihn von nun an mit ihrem Hengst bei seinen Ritten über Land. Und immer wenn das Frühjahr kam, musste er sie trösten, denn es waren bittere zwei Monate, in denen sie alljährlich gezwungen war, auf ihn zu verzichten. Nur im letzten Frühling musste er nicht fort. Elisabeths geliebter Sandor, Sohn des berühmten Tempelhüter, durfte zu Hause bleiben, denn die Auswirkungen des Krieges ließen auch die Zucht der Trakehnerpferde stocken.

Ihre Familie wusste, was kommen würde. So bedeckt man sich auch hielt, sosehr auch der schweinsgesichtige Gauleiter Erich Koch vom Endsieg schwadronierte, Planungen zur Offensive gen Osten propagierte, jedwede als Defätismus bezeichnete Vorbereitung auf Flucht unter schwerste Strafe stellte: Klamheimlich hatten sie sich längst gerüstet. Und es hatte dazugehört, Sandor auf alle Eventualitäten hin zu trainieren. Er stand im Lack, strotzte nur so vor Temperament. Die Ernte des letzten Sommers war gut gewesen, sie hatte mit der Fütterung nicht sparen müssen. Und heute würde der Hengst sie zu ihm bringen!

Elisabeth war nicht bange und fast stellte sich ein Glücksgefühl ein. Das Kraftpaket unter ihr galoppierte gleichmäßig wie ein Uhrwerk. Jeder kannte die Bewegungen des anderen, sie waren zusammengeschweißt, beinahe wie eine Kreatur.

Die kräftige Wintersonne unter dem blassblauen hohen Himmel ließ die Luft flirren, reflektierte blendend den Schnee, zeichnete bizarre Abbilder der kahlen Eichen auf den Boden. Warm eingepackt im pelzgefütterten Reitmantel, den Kragen hochgeschlagen, die Fellmütze mit den Ohrenklappen auf dem Kopf, den lebendig pulsierenden Pferdeleib unter sich, fühlte sie sich, als könne keine Macht der Welt sie besiegen. Auch nicht das russische Millionenheer, das wütend und kampfbereit im Osten darauf wartete, ihre Welt zu überrennen. Elisabeth war sich sicher: Sie würden nur zurückweichen und wiederkehren. Bald! Wenn dieser wahnsinnige Krieg ein Ende haben würde.

Geradewegs ritt sie auf das Portal des Gutshauses zu. Verlassen stand es jetzt in seiner würdevollen Beständigkeit. Zwei weiße Säulen, jede gekrönt von einem stolzen Adler, behüteten wie steinerne Wächter schon seit Generationen den Frieden ihres Vaterhauses. Der stürmische Nordostwind hatte die Brücke vor dem Tor schneefrei gefegt. Elisabeth wusste um das blanke Eis, hatte beim Losreiten schon bemerkt, wie spiegelglatt der Boden hier war. Sanft zügelte sie Sandor. Doch er ließ sich nicht beirren, nahm das Tempo kaum zurück.

Er scheint zu wissen, wie groß die Eile jetzt ist. Ich lasse ihn. Sonst kommt er mir nur aus dem Tritt, womöglich aus dem Gleichgewicht!

Elisabeth hatte die Klugheit ihres Trakehners überschätzt. Scharfklang das Geräusch der trommelnden Hufe in ihren Ohren. Der Hengst versuchte, Halt zu gewinnen. Tausend Hufe, die verzweifelt um Balance rangen. Sie bemühte sich, mit fester Zügelhand seinen Kopf auf der Kandarenstange zu stützen, nahm in-

stinktiv die Füße aus den Steigbügeln und sah die Steinmauer der Brücke gefährlich schnell auf sich zukommen. Der Hengst landete auf der Seite, begrub sie halb unter sich und schlitterte, die Beine voran, krachend hinein. Ein Aufstöhnen kam aus seiner breiten Brust, mischte sich misstönig mit dem Geräusch berstender Steine. Elisabeth gelang es, sich unter ihm herauszuwinden. Er machte keinen Versuch aufzustehen. Blieb einfach liegen, alle viere dicht ans Mauerwerk gepresst. Mühsam stand sie auf, die Zügel noch immer in der Hand. Sie fühlte keinen Schmerz. Nichts als die Angst um ihr Pferd beherrschte jeden Gedanken.

Ich muss ihm aufhelfen! Hoffentlich hat er sich nichts getan! Ohne ihn komme ich doch nirgendwohin!

Mit zitternden Knien stand sie an seinem Kopf, hörte das nicht nachlassende Stöhnen des Pferdes. Und dann begriff sie. Sie sah, wie das Blut in hellen Strömen aus den Vorderbeinen rann, sah die blanken Knochen der zersplitterten Röhreibe.

Elisabeth sank neben dem Hengst auf die Knie. Sie nahm seinen Kopf in beide Arme, blickte ihm in die Augen und entdeckte die Tränen ihres Pferdes, die sich langsam den Weg über sein dunkles Fell bahnten und schon gefroren waren, ehe sie den eisigen Boden überhaupt erreicht hatten. Sie zog die Handschuhe aus, nestelte mit der einen Hand in der Brusttasche ihres Mantels, strich mit der anderen unablässig über sein Gesicht, murmelte: »Gleich, gleich, warte, mein Freund! Gleich!«

Elisabeth fand den Knauf der kleinen, silbernen Pistole, die der Vater ihr in die Hand gedrückt hatte, bevor er das Gespann bestieg. Sie suchte die richtige Stelle am Kopf des Hengstes.

»Verzeih mir, mein Lieber. Mein Bester! Bitte verzeih mir!«

Der Knall scheuchte ein paar Krähen hoch. Nur einmal bäumte sich der Körper noch auf. Dann war alles still.

Wie lange hatte sie hier gekniet? Die Arme um den noch warmen Leib des toten Pferdes geschlungen, das Gesicht in sein seidiges Fell vergraben. Sie hatte sich nicht gereg, konnte sich nicht trennen. Wie betäubt fühlte sie keinen Schmerz als den in ihrer Brust. Nur das Herz, das sich zusammenzog. Die Krähen waren näher gekommen. Hungrig. Mit ihren klugen Augen sahen sie sie an. Gierig, dass sie endlich gehen sollte, überließ, was ihnen nun gehörte.

Irgendwann, als die Sonne sich hinter neuen Schneewolken verbarg, eisige Flocken ergiebig rieselten, machte sie den Versuch, die schwarzen Vögel zu verscheuchen. Sie gingen. Gemächlich, geduldig, nur ein paar wenige Schritte weiter. Wartend. Beobachtend. Einmal wurde sie wütend. Sie griff in ihre Manteltasche, nahm die Pistole heraus, schoss in die Luft. Einmal. Zweimal. Sie flogen auf, setzten sich auf einen kahlen, dünnen Baum, der tief unten am Bachbett wurzelte.

»Krah, krah!«

Nur minutenlang saßen sie da. Dann flog die erste auf, die zweite, dann die ganze Schar und versammelte sich wieder um sie. Elisabeth sprang auf. Versuchte aufzuspringen, fühlte, wie ihre eiskalten Knie ihr nicht gehorchen wollten, den Dienst versagten. Sie taumelte auf die Vögel zu. Hämisch waren deren Blicke.

»Bleib doch, dann wird der Festschmaus größer!«, schienen sie zu sagen. »Krah!«

Und entfernten sich in völliger Gelassenheit ein Stückchen. Wissend, dass nicht sie es sein würden, die am Ende aufgeben mussten.

Sie wandte sich zurück zu ihrem Pferd. Eine dünne Schneeschicht färbte ihm das braune Fell schon weiß. Und ein Fleck hin-

ter seinem Hals, dort, wo sie gekauert hatte, hob sich leuchtend rot vom Boden ab. Ein Schreck fuhr ihr in die steifgefrorenen Glieder. Da war er doch gar nicht verletzt. Nicht an dieser Stelle!

Elisabeth begriff.

Gen Osten!

Es war noch stockdunkel, als Nicolas Wecker schrillte. Dennoch war die Stadt längst wach. Irgendwo in der Ferne raste ein Rettungswagen zu seinem Einsatz, Sirenen heulten. Flugzeuge landeten. Starteten dröhnend. Die Geräusche des vorbeifließenden Straßenverkehrs brandeten in das wunderschön ausgebaute Gründerzeitdachgeschoss herauf. Sie hatte sich an den stetigen Lärm gewöhnt, den Berlins Zentrum zu jeder Tages- und Nachtzeit seinen Bürgern in die Ohren träufelte. Die Millionenstadt schien eigentlich nie zu schlafen. Nur sehr gelegentlich fiel ihr noch auf, wie still Stille sein konnte. So wie letztens, es war kaum einen Monat her, als sie die Stadt für eine Geschäftsreise verließ, mit dem Wagen über Land musste und der immerwährende Zeitdruck einen seltenen Moment des Innehaltens zuließ. Da hatte sie plötzlich das Fehlen der Geräuschkulisse wahrgenommen. Und es hatte sie erschreckt, ihr ein Gefühl von Einsamkeit vermittelt.

Wie einsam kann man eigentlich sein, wenn man nie ganz allein mit sich ist? Oder wie sehr täuscht das Gefühl, hier nie allein zu sein?

Nicola verbot sich trübe Gedanken. Sie wollte jetzt keine genaueren Einblicke in ihr Innerstes. Sie stand unter der Dusche, schäumte die aufdringliche Selbstmitleidsattacke mit einer Handvoll Shampoo ein und ließ sie im gurgelnden Abfluss verschwinden. Sie trocknete sich ab und wickelte das lange Haar in einen Frotteeturban. Mit einem Handtuch wischte sie den großen, milchweiß beschlagenen Spiegel über dem Waschbecken ab. Er offenbarte zweierlei. Erstens stellte sie schnatternd fest, dass es

wohl doch kein übereilter Schluss gewesen wäre, zur Abwechslung weniger geizig zu sein und die Heizung höher zu drehen, zweitens musste sie zugeben, dass es einfach nicht mehr schön aussah, wenn selbst nach dem Ausatmen jede einzelne Rippe zu erkennen war.

So geht das nicht weiter! Ich muss die letzten Wochen abschütteln und endlich wieder regelmäßig essen!

Was sie sah, beleidigte ihr Gespür für gefällige Formen. Und noch mehr: Die verlorenen Pfunde, die ihr auf den nun spitzen Schulterblättern, den herausstakenden Hüftknochen, den deutlich sichtbaren Rippenbögen fehlten, die dunklen Schatten unter den müden blauen Augen, das Gesamtbild, das ihr anklagend aus dem Spiegel entgegenblickte, empfand sie als treffliches Symbol innerer Unzulänglichkeit. Allzu sehr hatte sie sich von dieser Trennung mitnehmen lassen. Viel zu nah war ihr das Ende der Beziehung zu Morris gegangen, als dass sie ihn mit ihrem Credo hätte vereinbaren können: »Halt dich nicht mit Gefühlsduseleien auf. Geh deinen Weg, schau weder rechts noch links, nutz deine Bildung zum Erfolg!«

Wie großartig war sie doch vorangekommen, wie glatt hatte sich die berufliche Karriere entwickelt! Immer wieder war ihr bewusst geworden, wie wertvoll der elterliche Ratschlag gewesen war, wie sicher das Fundament, auf dem sie stand. Und jetzt das – eine persönliche Niederlage!

Sie ärgerte sich. Etwas Derartiges passiert mir nicht so schnell wieder! Und während sie sich anzog, ging sie im Geist den Inhalt ihres Kühlschranks durch. Frühstück! Und ordentlich Proviant mitnehmen. Man weiß ja nie, wann es unterwegs wieder etwas gibt!

...

Als sie mit ihrem Gepäck aus der Haustür trat, schneite es. Der Räumdienst hatte grauen Matsch auf der Fahrbahn produziert. Halbgefrorenes vermischt mit schwarzen Splittsteinchen. Der mehrere Zentimeter dicken Haube nach zu schließen, die den Phaeton einhüllte, musste es die ganze Nacht geschneit haben. Sie fand einen langstieligen Eiskratzer im Kofferraum und schob vorsichtig den Schnee vom Wagen. Es ging ganz leicht. Offenbar war es sehr kalt. Wie kalt, zeigte die Außentemperaturanzeige im Armaturenbrett an.

Minus acht. Und das mitten in der Stadt! Wie kalt wird es erst draußen auf dem platten Land sein? Wie kalt, wenn ich weiter gen Osten komme?

Nicola fädelte sich in den fließenden Morgenverkehr ein. Die Sitzheizung war sofort angesprungen, die Klimaanlage heizte den Innenraum schnell auf angenehme Temperaturen hoch. Kein Problem! Egal, wie kalt es draußen auch sein mochte. Sie fühlte sich wohl und bestens aufgehoben. Zuverlässig leitete die monotone Stimme des Navigationsgerätes sie aus der Stadt hinaus auf die Autobahn Richtung Frankfurt/Oder. Das Schneetreiben wurde dichter, je weiter sie vorankam, aber das Auto fuhr sicher, wie auf Schienen.

An der Grenze war nichts los, und als Nicola ihren Personalausweis hochhielt, wurde sie einfach durchgewinkt. Die nächste Gelegenheit, Euro in polnische Zloty zu tauschen, nahm sie wahr. Alle paar Kilometer standen Hinweisschilder für »Kantors«, Wechselstuben, am Straßenrand. Mit dem guten Gefühl, nun für alle Eventualitäten bestens gerüstet zu sein, stellte sie auf den nächsten Kilometern erleichtert fest, wie wenig es sich am Zustand der Straßen bemerkbar machte, dass sie Deutschland verlassen hatte. Auch hier, auf der gut ausgebauten Landstraße, war die Fahrbahn geräumt, und in der dünnen Schneedecke, die sich unablässig erneuerte, waren die Spuren des Streusalzes erkenn-